

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

19]

Roman von Max Kreßer.

„Brav, brav, mein Kind. Du bist ein seltenes Wesen,“ sagte Walzmann wieder und fuhr unwillkürlich an seine kleinen Augen, denn er verglich sie mit einer, die nicht mehr war. „Du hast Humor, erhalte ihn Dir. Er ist die Brücke, die zur Erträglichkeit des Lebens führt.“

„Alles Drakel,“ muckte Blankert, der ganz etwas anderes erwartet hatte, hinter seinem Rücken auf.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst,“ fuhr sie all-
flug fort. „Stammt von Herrn Lorenzen. War doch 'ne hübsche Zeit damals, wie? Und Sie, Herr Kempfen? Immer noch so brummig, grob und so? Herrje, was haben Sie mich manchmal angeschnauzt. Ich verbiß es mir immer, auf der Treppe aber habe ich gemeint. Mit 'nem armen Mäd-
el macht man ja nie Umstände. . . . Sehen Sie nur das Gesicht jetzt! Am liebsten sieht er mich wieder gehen.“ Und plötzlich schlug ihre Stimme um. „Herr Lorenzen, Sie haben geschwindelt! Ich bin Ihrem Freunde noch immer lustig wie früher. Ich wollte gleich nicht kommen.“

„Ja,“ quetschte Kempfen hervor, ganz aus dem Gleise geworfen durch die Verhimmelung der anderen; aber sein Auge war größer geworden, hatte plötzlich einen Ruhepunkt gefunden, den er seit Stunden schon vermißt hatte. Das war gewordene Kunst in Menschengestalt; er sah es, fühlte es, erwog es, so daß Lorenzen es gar nicht nötig gehabt hätte, ihm zuzulüfteln: „So was entwickelt sich. Meine Redel!“

„Ich verstehe schon, Herr Kempfen, ich hätt's auch wissen müssen. Damals war ich Ihnen angenehm, als Sie mich brauchten; da holten Sie mich. Und jetzt rächen Sie sich. Mutter hat mir's gleich gesagt: Gehe nicht.“ Ihre Stimme sank und ihr Blick wurde verschwommen, als wenn sie weinen wollte; dann wandte sie sich an Lorenzen. „Es war recht schlecht von Ihnen. Ueberhaupt wo so viele Herren sind. Sie haben so was, die Menschen zu betölpeln. Schon früher immer. Wenn's nicht um die Kunst wäre, ich hätte mich schön besonnen. . . . Dabei habe ich Sie im vorigen Jahr noch so gelobt, Herr Kempfen — in der Ausstellung. Ich sah das Reliefbild Ihrer Mutter. Eine Freundin war noch bei mir, und da freute ich mich närrisch, ihr sagen zu können, daß Sie mich auch mal modelliert hätten. Und was Sie für ein Künstler seien, wenn Sie auch öfters zu mir so ekelig waren. Aber das hat damit nichts zu tun, ich weiß schon, wenn jemand etwas kann. So dumm bin ich nicht! Sonst hätte ich auch nicht eine Viertelstunde draußen gestanden und mir die Hände erfroren, aber ich wollte die herrliche Musik nicht stören. Dann hielt ich es nicht länger aus. . . . Meinen Mantel — bitte!“

Sie gluckte die Worte zuletzt hervor, wie eine Tiefge-
fränkte, die nur Tränen als Waffe hat; bis dann ihr Selbst-
gefühl sich häutete.

Alle wußten nicht gleich, was sie dazu sagen sollten, denn sie empfanden, daß hier eine vor ihnen stand, die anders geartet war als die übrigen Ateliermädchen mit denen man nicht viel Umstände zu machen brauchte. Sonnige Offenheit sprach aus ihr, die selbst die weinerliche Stimmung nicht trüben konnte. Das war Natur und keine Maske, die erst entriestet tut und sich dann hübsch in alles fügt. Nur Kempfen wandte sich ab und suchte nach einer Einlenkung, denn er sah nun, was kommen würde.

Blankert, der rasch ihren Mantel versteckt hatte, taute zuerst gegen ihn auf, indem er Lorenzen zum Sturmangriff aufbeckte. „Wir begreifen Dich alle nicht mehr, trenne Dich doch endlich von diesem Grobian, der alle Menschen, außer sich, für Sauerteig hält. Bog ihn raus, wir helfen. Laß ihn Schnee schippen.“

„Jawohl, jawohl!“ hustete Ruschke in einem Statur-
anfall hervor und nahm eine orohende Stellung ein. „Ich weiß gar nicht, wie Du dazu kommst, uns so zu beleidigen. Gewiß, Du beleidigst uns, indem Du Dich hier so raubheini-
gen gegen dieses reizende Fräulein benimmst. Wir sind Gentle-

men. Du siehst, ich bin schon ganz heiser. Du beschleunigst mein Ende.“ Mit einer großartigen Handbewegung krächzte er weiter: „Machen Sie sich gar nichts daraus, Fräulein Märchen. Sie stehen unter unfremem Schutz. An diesem zähen Rebhuhn verdirbt sich jeder den Appetit.“

Als dann auch Schmarr, den der Wein frakeelerisch ge-
stimmt hatte, ihn wie ein mutiger David anschrie, er wolle das kleine Atelier hinten gar nicht haben, denn hier könne er doch keine Damen empfangen, schwang sich Kempfen zu einer gewissen Heiterkeit auf, wodurch die Stimmung umschlug.

Lorenzen hatte kein Wort gesagt, aber fortwährend ge-
lacht wie der gemüthliche Zuschauer in der Post. „Gehn wir doch alle wo anders hin,“ sprach er endlich, „ich wäre sehr dafür.“

„Ja, lassen wir ihn in seiner Größe Selbstmord begehen,“ mischte sich Blankert wieder hinein. „Auch Sörgel kriegt Urlaub.“

Da tat Kempfen etwas, wozu er schon längst den inner-
lichen Drang gehabt hatte, woran ihn aber sein fester Wille bisher verhindertete. Er reichte Alara die Hand und bat sie, ein Stündchen lustig mit ihnen zu sein. Es sei ja niemals so von ihm gemeint, das wisse sie doch; aber wenn Lorenzen den Weg immer hinten herum nehme, dann könne er nicht gleich so schnell darüber hinwegkommen.

Seine Augen logen nicht, und als sie seinen warmen
Druck verspürte, überkam sie dieselbe Empfindung von früher: daß er sie gar nicht hasse, sondern nur fürchte, aus Gründen, über die sie manchmal nachgedacht hatte, ohne in ihre Tiefe zu dringen. Sie war rasch bezwungen, lachte nun wieder mit einem leichten Schlucken und bildete sich ein, sie müßte nun bleiben, schon um Lorenzens willen.

„Also so sieht's jetzt bei Ihnen aus. Sie haben ja einen riesigen Sprung gemacht,“ sagte sie dann, als sie auch ihr Barett glücklich abgenommen hatte und mit den Handflächen sich rasch das Haar glatt drückte. Sie ging einfach, aber mit Schick gekleidet wie die kleinen Berliner Mädels, die alles den großen Damen absehen und mit angeborenem Geschmaack bescheiden mit der Mode gehen. Berlin hat ein doppeltes Gesicht, das einen Abgrund und einen Jungbrunnen zeigt, Tausende stürzen, werden vergrämt und häßlich vor der Zeit; andere Tausende erquicken sich an dem Lebensquell, tanzen lachend über die Klippen hinweg, die man Armut und Sorge nennt, und bleiben frisch in den Fluten des Häusermeers. Diese gleichen manchmal der Sonne, die sich wohl zeitweilig hinter Wolken verstecken kann, deren Wärme man dann aber um so angenehmer genießt.

Und Alara strahlte, als hätte sie gestern abend erst kurz
Abschied genommen, um heute mit demselben sonnigen Lächeln
zwischen die beiden zu treten.

Es war noch Kuchen übriggeblieben, zu dem Sörgel
heißen Kaffee aufstachte. Sie aber setzte sich noch nicht, weil ihr etwas anderes näher lag. „Erst muß ich mich 'n bißchen um-
sehen,“ sprach sie weiter und machte vor der Büste mit der schneibelnenden Taube Halt, die verstaubt in einer Ecke stand. „Nein, sah ich damals noch blöde aus. Jedesmal hab ich mich geniert, wenn ich das Ding im Schaufenster sah. Ich dachte immer, man müßte es mir ansehen. . . . Einen Abguß davon haben Sie's. Na, vielleicht, wenn ich 'ne alte Schachtel bin.“

„Kann ja gar nicht vorkommen,“ warf Blankert ein, der sich ihr fortwährend bemerkbar machte.

„Sollen Sie von mir jetzt haben,“ sagte Lorenzen, der sie mit seinem Blick jedesmal verschlang, sobald eine neue Be-
wegung ihres Körpers andere Linien schuf.

„Machen Sie mich lieber neu, und stellen Sie mich aus,“
gab sie zurück und blinzelte ihn an. „Wird Furore machen, glauben Sie?“

Als sie dann aber bei ihrem Herumspazieren eine Menge
technischer Ausdrücke anwandte, die sie damals aufgeschnappt
hatte, erfüllte das Kempfen mit Genugthuung. Namentlich
waren ihr noch bestimmte Redensarten im Gedächtnis ge-
blieben, die er und Lorenzen anzuwenden pflegten; so zum
Beispiel des Blondens Wort: „Fein-fein“, oder Kempfens:
„Schwimmt in Fett“, womit er eine zu große Ueppigkeit an-
deuten wollte. Und als sie damit auch die Nymphe belegte,

meinte er zum Kerger Lorensens, er habe immer ganz das- selbe gesagt.

Lorensen lachte nicht mehr, sondern sagte dreist, so daß alle es hören konnten: „Weshalb haben Sie sich nicht eher sehen lassen, dann wäre die Nymphe vielleicht schlanker ausgefallen.“

Sie wurde zwar rot, diente ihm aber ruhig mit einem Achselzucken: „Ich habe mich durchaus nicht sehen lassen, Herr Lorensen, ich laß mich immer holen.“

„Wunderbar, wunderbar!“ telegraphierte Walzmann und stieß Kuschte bedeutungsvoll an. „Laß mich auch nur holen. Können sonst lange warten, die Kuschte.“

„Herr Kempen, jetzt muß ich schon zu Ihnen flüchten,“ fuhr sie fort. „Erst bittet er mich zu kommen, und dann tragt er mich an.“

„Lassen Sie ihn doch quatschen,“ stieß Kempen trocken hervor, so daß das ganze Lager sich sofort auf seine Seite schlug. Und warm geworden durch ihre Offenheit, die so wenig Geziertes an sich hatte und trotzdem die Mädchenchen verriet, deckte er plötzlich seinen Kämpfer auf und zeigte ihn ihr, lebhaft und voll Stolz, wie einer guten Kameradin, die noch die alte Leidenszeit kennt.

„Darauf können Sie sich was einbilden. Fräulein Heille läßt er so was nicht sehen,“ warf Blankert ein und gab ihr sofort die nötige Aufklärung über den Besuch.

Mit großer Deutlichkeit entsann sie sich noch des wichtigen Abends, als Lorensen zum ersten Male einen Frack anzog; dann auch des Vormittags, als er von seinen Erlebnissen erzählte und das Zuderwerk aus der Tasche holte. Und diese Vorstellung wurde in ihr so wach, daß sie ihr Mündchen aufriß, das Lachen aber verschluckte. „Wissen Sie noch, Herr Lorensen, wie wir Sie damals zurecht machten? Der Schniepel kam Ihnen so ungewohnt vor. Ich mußte noch das Hängsel umnähen. Und die Krawatte war Ihre Not. Mühte ich auch ändern. Dann aber fein-fein! Haben Sie die Nase von Fräulein noch? So was preßt man sich doch. Sie ist wohl jetzt mörderisch hinter Ihnen her? Natürlich, wenn man was geworden ist. . . Na, heiraten dürfen Sie ja doch nicht, das erlaubt Herr Kempen nicht.“

Lorensen nahm ihr das nicht übel; er lachte sie vergnügt an, strich ihr vertraulich mit dem Finger über das Näschen und dachte bei sich: „Rede Du mir! Etwas hast Du doch für mich übrig, sonst wärst Du nicht gekommen.“

Eine Stunde war man noch im Atelier zusammen, sang, scherzte und war guter Dinge. Dann, als Kuschte zum Aufbruch drängte, um den Abend in einer Kneipe würdig zu beschließen, und Lorensen der bestimmten Meinung war, Klara Wink würde noch länger in ihrer Gesellschaft bleiben, zog sich auch Kempen seinen Ueberzieher an, aber vorerst zu einem andern Gang. Es könne keine Rede davon sein, daß sie mitkomme; er habe schon früher ihrer Mutter das Versprechen gegeben, für das Heil ihrer Tochter zu sorgen, und heute fühle er sich ganz besonders dazu verpflichtet. Klara war zwar verschmüpft, denn die Lustigkeit der Gesellen hatte sie angesteckt, aber sie fügte sich, allerdings mit dem schnippischen Widerspruch, sie werde den Weg auch allein finden. Er aber traute den andern nicht, steckte das Maulen und Schimpfen ruhig ein und ging hinaus mit ihr in Wind und Wetter.

Nach draußen hörte er den Standal hinter sich toben. Hermann Kempen brachte ein Mädchen nach Hause! Es war unerhört, wirklich unerhört.

9.

Schon am anderen Vormittage tauchte Klara wieder im Atelier auf und nahm ihren Modellsitz ein, als hätte es gar nicht anders sein können, und diesmal gelang es ganz unbeschweren, mit der Freiheit des kleinen Persönchens, das längst aus den Kinderschuhen herausgewachsen ist und dem das Geldverdienen eine gewisse Selbständigkeit gegeben hat. Und sie hatte fleißig verdient, zuletzt nicht mehr bei ihrer Mutter, die gichtig und launenhaft geworden war, sondern in einem großen Photographiehandel, wo sie sich so geschickt gezeigt hatte, daß sie bald zu den besten Koloristinnen gehörte. Die Kunst lag ihr im Gemüt, und da sie nicht zu ihr emporflimmen konnte, so blieb sie hübsch unten, wo sich das Handwerk durch Fingerfertigkeit auszeichnet. Und es war wohl auch dieser dunkle Trieb, der Drang zu einem ungebundenen Leben, der sie Lorensens Vorschlag ohne weiteres annehmen ließ, als er ihr durch Zufall begegnet war.

Einen ganzen Nymphenpark im Kopf, die rosigste Zukunft vor Augen, in seiner Einbildung bereits der gesuchteste Bildhauer, hatte er ihr allerlei Versprechungen gemacht, die

ihr fortzählen über jedes Bedenken. Und alles nur für ihr schönes Haupt, für den schlanken Hals und für die feinen, schmalen Hände, die sie gepflegt hatte wie eine kleine Hofprinzessin, die in ihrem Märchenraum auf den ritterlichen Eroberer wartet; und höchstens noch für die runden, vollen Arme, wie der Schlauberger mit Kirchhofsernst hinzugefügt hatte. Sie aber kicherte in sich hinein bei dem Gedanken an das, was sie damals durch die Tür von der Mutter gehört hatte: daß es bei dem Kopf niemals bleibe, sondern daß die Herren Künstler immer mehr haben wollten. Aber sie hütete sich schön, die leiseste Miene dabei zu verziehen, denn das war doch eigentlich selbstverständlich, daß sie die Nixe immer in Kleidern bliebe.

Und nicht nur die Kunst lockte sie, sondern auch diese beiden Unzertrennlichen, die sie in ihrer Armut gesehen und deren Freundschaft stets etwas Rührendes für sie gehabt hatte; ganz besonders aber Lorensen, dieser Spazmacher mit den blauen Augen, der vierzehn Tage lang Wasser trank, dann aber dem Tyrannen ein Schnippchen schlug und in einer Nacht alles wieder gründlich nachholte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Hünengrab.

Von Martin Andersen Nexö.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Rih.)

Nachdem ich eine Reihe von Jahren fortgewesen war, wollte ich nun wieder daheim. Ich wollte in der Gegend meine Ferien verbringen und tat nichts anderes, als mich vom Morgen bis zum Abend herumzutreiben, alte Kindheits Erinnerungen aufzufrischen und das Einsit mit dem Jetzt zu vergleichen. Eine herrliche Beschäftigung für einen, den das Leben müde gemacht hat, und der eine Erinnerung nötig hat! Kein Erbreich ist so urprünglich und so fruchtbringend für den reifen Mann wie das der Kindheit.

„Ach, wie verändert!“ ruft ja wohl mit einem Seufzer der Erwachsene, der wieder die Jugendpfade betritt. Ich muß nun allerdings sagen, daß mich die Veränderung in ihrer Gesamtheit erfreute. Land, das vordem unbestellt dalag, war jetzt urbar gemacht. Licht und Luft war bis in die Winkel gedrungen. Das Geschlecht, dem die Gegenwart gehörte, war offener und freier in seinem Wesen, als hätte es mehr Sonne bekommen.

Auf dem Gehöft war die altmodische Hausfrau, die immer so mit Arbeit überhäuft war, daß sie eine Nacht, in der der Hof brannte, benutzen mußte, um ihr Wochenbett abzumachen, von einer jüngeren Frau abgelöst worden, die Zeit hatte, sich ihren Kleinen zu widmen und am Abend mit ihrem Manne zum Sorvage oder zur Komödie zu fahren. Und so war es mit allem.

Nur das Gefinde schien nicht an der allgemeinen Entwicklung teilgenommen zu haben. Die Löhne waren zwar erheblich gestiegen seit der Zeit, da ich selbst als vierzehnjähriges Bürschchen im Geschäft von den nassen Kuhschwänzen tätowiert wurde; das übrige aber hatte nicht gleichen Schritt gehalten. Immer noch haktete den Leuten etwas Schweres und Stumpfes an, das an lehmige Erde erinnerte — auch wenn sie Feste feierten. Diese Gesichter begeisterten sich nie. Sie hatten allerdings auch nichts, was ihre Begeisterung hätte erwecken können; der Abstand zwischen dem Gefinde und den anderen Menschen war in der Zwischenzeit immer größer geworden. Es kam mir so vor, als hätten die übrigen Gesellschaftsschichten, um leichter zu steigen, diese Klasse über Bord geworfen — wie der Luftschiffer Ballast auswirft. — Nun, vielleicht irrte ich mich; wie gesagt, das Leben hatte mich müde gemacht, und dann wird man ja leicht sentimental.

Unter den Gestalten aus meiner Kinderzeit, die mich auf meiner Lebensfahrt durch die Welt unsichtbar begleitet und sozusagen stets ihr Sprüchlein zu allem beigeleitet hatten, war der Häusler Holm wohl die eigentümlichste. Er war Tagelöhner auf dem Hof, wo ich das Vieh hütete, und war der erste, der mich seimerzeit anspornte, es mit dem Dasein auf eigene Rechnung aufzunehmen; seine Lust am Fragen steckte mich nämlich an.

Der Häusler Holm mußte überall da ein Fragezeichen machen, wo die anderen sich mit einem „Das ist nun mal so!“ zufriedeu gaben. In ihm brannte ein unlöschbarer Durst nach der Ursache und dem Grunde. Meist mußte er sich selber erzeugen; und die Welt, die er sich so schuf, war seltsam mißgestaltet. Aber wie sie nun einmal war, war sie größer und reicher als die der anderen und wirkte namentlich durch ihren Stoff.

Klein und verwachsen war er, und eine ungeheure, krumme Nase verlieh seinem Gesicht eine fremdartige Klugheit. Das Eigen- tümliche an ihm war, daß er alles kannte, was sich während des letzten Menschenalters von Spul und Hezerei ereignet hatte; und er konnte von diesen Dingen so erzählen, daß die Haare auf den Köpfen der Hörer sich sträubten. Er selber aber glaubte gar nicht daran; jeder Geschichte folgte der Versuch, eine natürliche Erklärung dafür zu finden, die häufig ganz sinnreich war. Für alles wollte er natürliche Erklärungen haben: für Krankheit, Mizerente und Mond-

finsternis. Und die Leute schüttelten den Kopf und nannten ihn Freidenker, obwohl er jeden Sonntag in die Kirche und, wie es Brauch war, zweimal im Jahre zum Abendmahl ging.

Zugleich stößte er den Leuten jedoch einen unerklärlichen Respekt ein: er stand eben in dem Kufe zu denken, und man stattete ihn mit mystischem Bissen aus. Wenn Holm das Weiden der Dinge zu leugnen wagte, so konnte der Grund dafür ja nur der sein, daß er Macht über sie besaß. Und wenn er nicht an den bösen Zauber menschlicher Mitleid glaubte, so kam das wohl daher, weil er es verstand, ihn abzuwenden! Man brachte ihn, kurz entschlossen, in ein intimes Verhältnis gerade zu den Dingen, die er leugnete — eben zum Ueberrnatürlichen — und sah in ihm so etwas wie einen Zauberer.

Auch wir Kinder empfanden diesen geheimnisvollen Schauer im Zusammensein mit einem Manne, der „an nichts im Himmel und auf Erden glaubte, und der den Teufel aus der Bibel hinauslesen konnte“. Er interessierte sich mehr für unsere Welt, als Erwachsende es gewöhnlich tun; und wenn er merkte, daß wir ihm schen aus dem Wege gingen, so wurde er ärgerlich.

Während ich das Jungvieh hütete, hatte er den Stall daheim zu besorgen und war also gewissermaßen mein Vorgesetzter. Niemand konnte sich verständnisvoller als er so eines jungen Burschen annehmen, der trotz der harten Zucht des Lebens noch Kind genug war, um hie und da über einem schönen Spiel die Pflicht zu vergessen — und ich hatte ihn sehr lieb. Mittags und abends sprachen wir viel zusammen; und stets gab es etwas, worauf er meine Aufmerksamkeit lenkte. Jetzt erscheint mir das alles als selbstverständliche Kleinigkeiten; damals aber waren es ja neue Welten, die man hin und her wenden mußte, um ein Verhältnis zu ihnen zu gewinnen. Die schwermütige Stimmung jedoch, die ihn oft überkam, verstand ich nicht; und ich respektierte sie wohl auch laun.

Später wurde es mir gründlich klar, wie niederdrückend es für diesen kleinen, verwachsenen Häusler gewesen sein muß, mit allen Eigenschaften der Finsternis zusammengeloppelt zu werden, während er doch alles daran setzte, Licht zu gewinnen. Es war eine barbarische Rache und in seiner Unwissenheit konnte er sich ja nicht einmal damit trösten, daß er dies Schicksal mit den Größten der Menschheit teilen mußte. Nichts pflegte ihn zorniger zu machen, als wenn die Leute zu ihm kamen und ihn hielten, dies oder jenes zu besprechen — ihn, Holm, der alle diese Dummheiten leugnete! Es war, um aus der Haut zu fahren. — — —

Eines Tages während meines Ferienaufenthalts schlenderte ich landeinwärts. Ich hatte Lust, ihn zu begrüßen und unsere alte Bekanntschaft aufzufrischen — vielleicht auch, ihm irgend etwas Gutes anzutun, zum Dank für alles das, was er mir einst gewesen war. Ich hatte eine Stunde bis zu seinem Hause zu gehen.

Vom Wege aus führte ein Fußpfad zu seiner kleinen Hütte, die jetzt von den in seiner Kindheit von ihm selbst gepflanzten Bäumen fast ganz verdeckt wurde; da, wo der Pfad abbog, sah eine alte, verlassene Frau und strickte, während sie auf dem Grabenrand eine Kuh weiden ließ. Es war Holms Frau. Sie war dicker geworden, im übrigen hatte sie dasselbe harte, wie aus Stein gehauene Gesicht wie früher; sie sah immer noch aus, als bräche sie den Stab über ihren Mann und sein Treiben.

„Guten Tag, ist Jeppe Holm zu Hause?“ fragte ich. Sie streifte mich mit einem Blick, dann strickte sie weiter. „Jeppe Holm — wem fällt es denn ein, etwas von ihm zu wollen? Er liegt ja seit vielen Jahren in der Erde,“ erwiderte sie rauh.

An diese Möglichkeit hatte ich gar nicht gedacht. Wenn man in gutem Glauben kommt, um jemand aufzujuchen, und erfährt, daß er längst tot ist, dann ist einem zumut, als würden einem die Füße abgeklagen. „Woran ist er denn gestorben?“ sagte ich ziemlich leichtsin. „Es hat ihm ja nie etwas gefehlt.“

„Gefehlt? Nein, er hätte noch heutigen Tages leben können, wenn nur sein unglückseliger Unglaube nicht gewesen wäre. Nun ist er für seinen Spott bestraft worden.“

„Am Unglauben pflegt man doch nicht zu sterben,“ wandte ich ein. „in unjeren aufgeklärten Zeiten“. Das letztere war eine der Phrasen, die man auf der Lippe hat, und die einem unaufgefordert entfahren.

Mit seltsam hartem Blick sah sie mich an. „Du bist wohl aus der Stadt, wie? Da drin sollen sie ja so klug geworden sein — so klug, daß sie nicht sterben können, ha! ich mir sagen lassen! Jeppe hat sich auch für klug gehalten, in alles hat sich sein Verstand eingefressen und nichts hat er respektiert. Ost hat man gar denken müssen, daß er darauf ausging, ein zweiter Herrgott zu werden. Aber dann hat's ihn ja auch gepackt. Das Hünengrab drüben . . . das ist sein Tod geworden, wenn Du's wissen willst.“

„Ich habe ihm viel zu verdanken,“ sagte ich still und legte mich neben sie ins Gras.

Dasselbe mußte ich wohl sagen können, wenn alles seine Wichtigkeit hätte! Aber statt dessen muß ich um seiner Narrenstreiche willen als Witwe dastehen. Und Kinder, die mir über's Alter weg-helfen könnten, hat er mir nicht gegeben! Er wollte nie glauben, daß es Bestimmung ist, wie viele jeder haben soll — darum haben wir gar keine getriegt.

Dem Hünengrab mußte Jeppe aber zuleibe — Gott behilte! Wozu hat man denn auch sein bißchen Leben und Kraft, wenn nicht dazu, um den Tod herbeizuloden? Kommt er nicht auf diese Art, so reizt wir ihn halt auf eine andere Art. Kommen soll er, damit

wir uns selber ein Ende bereiten! — Wie oft hatten die Leute Erscheinungen gesehen, wenn sie zur Nachtzeit an dem Hügel vorüberkamen; und daß da die Unterirdischen ihr Wesen trieben, dafür hat man ja genug Zeugen gehabt. Aber Jeppe war natürlich darüber erhaben und wollte nichts glauben — obgleich drei Nächte hintereinander Licht auf dem Hügel brannte und die Pferde vor dem Spul stillstanden. Wie verhebt schwayte er in seiner Verblendung drauflos. Und nun wollte er das Hünengrab abtragen, der Mensch, um das bißchen Erde zu beadern.

Ich riet ihm in einem fort davon ab, und dasselbe taten alle anderen. Aber es war, als sähe und merkte er nichts von alledem, was sonst für jeden offenbar war; und eines Sonnabendabends nahm er den Spaten und ging trotzdem hin.

Wenn er sich was in den Kopf setzte, so machte er's eben nach Männerart und blieb nur desto hartnäckiger dabei, je mehr Widerspruch er fand. Drum schweig ich schließlich, weil ich dachte, es werde doch nichts daraus werden. Und richtig, er hatte noch nicht lange gegraben, als er mit zerbrochenem Spaten nach Hause kam. Eine deutlichere Warnung konnte niemand verlangen, für Jeppe war sie dennoch nicht deutlich genug. Er nahm einfach einen anderen Spaten und ging wieder zum Hünengrab. Bevor es dunkel wurde, war auch der zerbrochen. Wann hat man je gehört, daß ein Mann an einem Abend zwei Spaten entzwei machte? Aber Jeppe blieb eigensinnig und schlug auf den Tisch und rief, am Montag werde er mit dem Hügel schon fertig werden.

Daraus wurde nun nichts, denn am Sonntag zog ein heftiger Sturm herauf. Jeppe und ich sahen in der Stube und machten es uns ein bißchen gemüthlich, denn am Sonntag arbeitete er nicht. Das Wetter war nicht danach, zur Kirche zu gehen; drum las er mir aus der „Postille“ vor. Aber da fingen einige Dachziegel an, sich zu lösen; und Jeppe mußte die Leiter ansetzen und Steine aufs Dach legen. Und nun kam der Wind und Jeppe fiel herunter — mit dem Kopf gegen den Brunnen und war auf der Stelle mausetot. Ja, so ist es zugegangen! Er und seine Ansichten sind zu schanden geworden, mich aber ließ er — es ist jetzt bald zehn Jahre her — als Witwe zurück, in Armut und Einsamkeit. Er hätte ja heutigen Tags noch leben können!

„Er war gewiß zu alt und zu steif, um bei einem Sturm aufs Dach zu klettern,“ sagte ich.

„War er denn etwa nicht der Nächste dazu? Hätte ich hinaufklettern und ihn mit seinem törichten Unglauben unten sitzen lassen sollen? Nein, er hätte das Hünengrab hübsch in Ruhe lassen — und den Glauben anerlennen sollen, in dem er aufgewachsen war!“

Sie nickte, breit und fest in ihrem Urteil. Und dann machte sie sich mit ihrer Kuh auf den Heimweg.

Und auch ich ging heim, in gemütheter Stimmung. Der Aberglaube, der gerade ihn so schamlos zu seinem Medium erkoren hatte, während er am Leben war, zog nun weiter Nahrung aus seinem Tode und war von unnatürlich langer Dauer. Noch spulte es frisch von dem Hünengrabe her mitten in die allgemeine Aufklärung hinein; der letzte Rest von Aberglauben klammerte sich an sein — des Ungläubigen — Schicksal.

Ich verstand das entsetzliche Einsamkeitsgefühl, das diesen Mann dahin brachte, den gärenden Sinn ganz einem kleinen, nicht allzu ernsthaften Knaben zuzuwenden. Ich schuldete ihm so viel — und konnte doch nicht einmal das Eis um ihn herum mit meinem Danke zerbrechen.

Grachus Babeuf zum Gedächtnis.

(Geboren am 23. November 1780.)

Nach dem Sturze Robespierres schien für Frankreich eine Zeit der Ruhe gekommen zu sein oder wenigstens glaubten dies diejenigen, für die der Wunsch der Vater des Gedankens war. Das Bürgertum hatte die Freiheit und Gleichheit erlangt, nach der es begehrt hatte: Freiheit von den Junktessen für die Industriellen, Gleichheit der Bedingungen für alle Handelsbessenen, Aufhebung der Sonderrechte des Adels. Freiheit und Gleichheit war auch den Bauern zuteil geworden, die aller feudalen Knechtung los und ledig geworden waren. Bürger und Bauern waren am Ziel ihres Strebens, waren des revolutionären Treibens müde.

Das Volk aber darble in entschlicher Not. Die Freiheit, die es erobert hatte, war die Freiheit, ausgebeutet zu werden, seine Gleichheit die Gleichheit des Hungers und der Entbehrungen, die Lebensmittelpreise hatten eine schwindelnde Höhe erreicht. Das Reich der Vernunft und der ewigen Gerechtigkeit war als das Reich der Kapitalisten, der betrügerischen Lieferanten und der Börsenspekulanten, als Republik der Ausbeutung und des Wuchers in Erscheinung getreten. War das wirklich die wahre Gleichheit? War das der Lohn für die heldenmütigen Erstürmer der Bastille, war das das ganze Resultat der mühevollen Kämpfe? War denn die Bewegung tatsächlich zu ihrem Abschluß gelangt, ihre historische Aufgabe beendet? Oder war das alles vielleicht nur die Einkleierung gewesen zu größeren Ummäzungen alles Bestehenden, zu Ummäzungen, wie sie die Geschichte des Menschengeschlechtes noch nicht gesehen hatte?

Das waren die Fragen, die sich damals all denen, die von der Revolution eine Besserung der Lage der unteren Volksschichten erwarteten, notwendigweise aufdrängen mußten und der erste, der mit Entschiedenheit zu antworten wußte, war Grachus

Babeuf. In seiner Zeitschrift „Der Volkstribun“, die er unter dem Motto „Der Zweck der Gesellschaft ist das Glück aller“ herausgab, schrieb er:

„Es ist Zeit, daß das mit Füßen getretene und gemeuchelte Volk großartiger, feierlicher, in größerer Masse als es je getan, seinen Willen kundgibt, auf daß nicht nur die Anzeichen, die Begleiterscheinungen des Elends, sondern die Wirklichkeit, das Elend selbst, ausgerottet werde. Möge das Volk erklären, wie es die Demokratie verstanden wissen will und wie sie nach den reinen Prinzipien durchgeführt werden soll. Möge es beweisen, daß Demokratie die Verpflichtung heißt, durch diejenigen, die zubillig haben, alles das zu decken, was denen fehlt, die zu wenig haben! Daß das ganze Defizit in dem Einkommen der Letzteren nur aus dem besteht, was die Andern ihm gestohlen haben . . . usw.“

Begeistert von der Ueberzeugung, daß die Revolution noch nicht zu Ende sei, da sie ihr Ziel noch nicht erreicht, den Zweck der Gesellschaft, das allgemeine Glück, die wahre Gleichheit, noch nicht verwirklicht habe, durchdrungen von der Erkenntnis, daß alle Ungleichheit ihre Wurzel in den Eigentumsverhältnissen habe und daß diese also beseitigt werden müssen, propagierte Babeuf folgenden Plan einer künftigen Gesellschaft:

Aus den Gütern der entflohenen oder verurteilten Reaktionäre ist eine Gütergemeinschaft zu bilden, der sich jeder Franzose ohne Unterschied des Geschlechts anschließen kann, der dem Vaterlande all sein Besitztum abtritt und ihm seine Arbeitskraft widmet. Das der nationalen Gemeinschaft gehörige Eigentum wird von ihren Mitgliedern gemeinsam in Betrieb genommen und jedes Mitglied hat bis zum 60. Jahre die Arbeiten, deren es fähig ist, zu leisten. Dafür gewährt die Gemeinschaft allen ihren Mitgliedern eine gleiche und anständige Existenz und liefert ihnen alles, was sie bedürfen.

Die Republik läßt alle Bürger ein, durch freiwillige Abtretung ihres Besitzes an die Gemeinschaft zum Erfolge dieser Reform beizutragen. Gezwungen wird niemand. Steuerpflichtig sind jedoch nur die Individuen, die der Gemeinschaft nicht angehören. Von ihnen werden Neutralsteuern erhoben, deren Gesamtbetrag pro Jahr doppelt so groß ist als im Vorjahre. Das Recht der Erbfolge wird abgeschafft. So soll allmählich alles Eigentum der Gemeinschaft zufließen, das Sondereigentum vollständig beseitigt werden.

Bald fanden sich mutige Männer, die bereit waren, im Sinne Babeufs für die Sache des Volkes zu kämpfen. Es bildete sich ein geheimes „Direktorium der öffentlichen Wohlfahrt“, dessen Aufgabe zunächst darin bestehen sollte, die Regierung zu stürzen, die demokratische Verfassung von 1793, die durch die reaktionäre Verfassung von 1795 beseitigt worden war, wieder herzustellen und zu diesem Zweck einen Aufstand vorzubereiten. Aber die Verfassung von 1793 sollte nicht das Endziel der Bewegung sein, sondern nur „das Mittel zur schnellen Erlangung der Gleichheit“; denn Babeuf täuschte sich nicht darüber, daß „in viel höherem Maße Konstitutionen nötig waren als Konstitutionen“. War die Verfassung von 1793 einmal verwirklicht, dann würde ja das Volk selbst sich aufrufen und unter der Leitung der wahren Freunde der Gleichheit den Wohlstand für alle, die Herrschaft des Glückes, der Gleichheit und der Freiheit errichten.

Die Verschwörer gingen mit Feuereifer ans Werk. Die „Lehre Babeufs des Volkstribunen“ wurde durch Agitatoren in allen Bezirken von Paris bekannt gemacht und auch unter den Soldaten verbreitet. Die Zahl der Verschwörer wuchs von Tag zu Tag. Nach einem Monat zielbewußter Arbeit und größter Selbstaufopferung glaubten sie sich mächtig genug, den Zeitpunkt der Erhebung endlich festsetzen zu können. Da ereilte sie ihr Schicksal: George Grisel, ein Nichtswürdiger, der sich in ihre Reihen eingeschlichen hatte, denunzierte sie der Regierung. In der Nacht, in der die Verschwörer damit beschäftigt waren, die letzten Vorbereitungen für den Aufstand zu treffen, wurden sie überfallen und verhaftet, vor allem Babeuf, der gerade einen Aufruf an das französische Volk ausarbeitete, der nach der siegreichen Beendigung des Kampfes erscheinen sollte. Es wird erzählt, daß er eben die Worte niedergeschrieben hatte: „Das Volk hat gesiegt, die Tyrannei ist tot, ihr seid frei,“ als die Türe sich öffnete, die Häjcher der Regierung ins Zimmer stürzten und ihn ergrißen und inebelten.

Er und alle seine Anhänger wurden zunächst ins Gefängnis geworfen und dann in eigens hierzu angefertigten Gitterkäfigen bewacht von Gendarmen und Kavallerieschwadronen, nach Vendôme geschafft. Dort wurde ihnen der Prozeß gemacht, der trotz der feurigen Beredsamkeit Babeufs damit endete, daß er und sein Freund Darthe zum Tode, 7 weitere Angeklagte zur Deportation verurteilt wurden. Ein Selbstmordversuch der zum Tode Verurteilten scheiterte an der Unvollkommenheit der Waffen; am 27. Mai 1797 bestiegen sie festen Schrittes das Schaffot. Ihre verstümmelten Leichname, die man auf den Schindanger geworfen hatte, wurden von den Bauern der Umgegend begraben.

Mutig und überzeugungstreu, wie Babeuf gelebt hatte, ist er gestorben; seine letzten Worte galten seiner Liebe zum Volke. Sein Andenken hat fortgelebt und fortgewirkt auf ferne Geschlechter. Noch um die Mitte der dreißiger Jahre wurde in den dunklen Winkeln und den überfüllten Gassen der Pariser Vorstadt St. Antoine die „Lehre Babeufs des Volkstribunen“ eifrig diskutiert, und in geheimen Versammlungen studierten Verschworene sein Leben und sein Werk. Mit pietätvoller Sorgfalt wurden seine Gedanken von

den „Egalitariern“ überliefert, bis die Zeit kam, wo sie dem wissenschaftlichen Sozialismus von Marx und Engels Platz machen mußten, der die Forderung nach Abschaffung der Klassen nicht aus der natürlichen Gleichheit der Menschen, sondern aus den Gesetzen der Wirtschaft ableitete.

Die Ziele des sozialistischen Proletariats sind geklärt, seine Wege planvoller und zweckmäßiger geworden; aber an revolutionärem Heldentum, Mut und Unerbrotlichkeit sind uns die „Freunde der Gleichheit“, jene Kämpfer einer erst im Werden begriffenen Klasse, auch heute noch leuchtende Vorbilder. Nicht ohne Ergriffenheit kann man die Kundgebungen einer fast religiösen Begeisterung lesen, die die Zeit des allgemeinen Glückes in so greifbarer Nähe glaubte:

„Wir erklären, daß wir fürderhin nicht leiden wollen, daß die übergroße Mehrheit der Menschen im Dienste und für das Vergnügen einer verschwindenden Minderheit arbeitet und schwitzt.“

Möge er endlich ein Ende nehmen, dieser skandalöse Zustand, an den unsere Nachkommen nicht werden glauben wollen! Verschwindet endlich einmal, empörende Unterscheidungen von reich und arm, von hoch und niedrig, von Herren und Knechten, von Herrschenden und Beherrschten! . . .“

„Die Zeit großartiger Maßnahmen ist gekommen. Das Uebel hat seinen Gipfel erreicht, es hat sich über die ganze Erde verbreitet. Seit zu vielen Jahrhunderten schon herrscht unter dem Namen der Politik das Chaos. Möge alles zur natürlichen Ordnung zurückkehren und seinen richtigen Platz wieder einnehmen. Mögen die Anhänger der Gerechtigkeit und des Allgemeinwohls der Stimme der Gleichheit folgen und sich organisieren. Der Augenblick ist gekommen, die Republik der Gleichen, die große, allen Menschen offenstehende Herberge, zu begründen. Die Tage der allgemeinen Zurücksetzung sind gekommen. Familien, die ihr im Elend seufzt, kommt, euch an die gemeinsame Tafel zu setzen, die die Natur für alle ihre Kinder aufgerichtet!“

(Aus dem von Sylvain Marechal verfaßten „Manifest der Gleichen“.)

Kleines feuilleton.

Ueber räumliche Ausdehnung und Verkehrsweisen der Weltstädte plaudert Dr. Alex Franz in seinem Werk „Aus und über Amerika“. Danach ist Berlin fast die am engsten gebaute Weltstadt, denn es bedeckt mit seinen 2 Millionen Einwohnern einen Raum von 63 Quadratkilometern; es kommen also auf die Million Einwohner 31 Quadratkilometer. Noch etwas enger gebaut ist nur Paris, dessen 2½ Millionen Einwohner auf einen Raum von 78 Quadratkilometer untergebracht sind, so daß also hier eine Million auf nur 28 Quadratkilometer Fläche kommen. Eine viel weitläufigere Bauweise zeigt London, das mit 4½ Millionen Einwohnern eine Fläche von 300 Quadratkilometer, d. i. 63 Quadratkilometer pro Million Einwohner, bedeckt. Doch ist dies nichts im Vergleich zu der Ausdehnung der amerikanischen Städte. So hat Philadelphia bei 1½ Millionen Einwohnern einen Flächeninhalt von 325 Quadratkilometer, Chicago bei 2 Millionen einen solchen von 470 Quadratkilometer und Groß-New-York (Brooklyn, Richmond inkl. Jersey-City) bei 4 Millionen Einwohnern gar 850 Quadratkilometer. Auf die Million Einwohner kommen bei den drei genannten amerikanischen Städten 216, 235 und 212 Quadratkilometer.

Diese Riesentfernungen sehen natürlich dem Verkehrsweisen ganz andere Aufgaben, als es in den europäischen Bevölkerungszentren zu bewältigen hat. Denn während in Berlin der Durchmesser der Stadt von Westen nach Osten 10 Kilometer und von Norden nach Süden 9 Kilometer beträgt, sind die betreffenden Entfernungen in Philadelphia z. B. 16 und 30, in Chicago 15 und 40, in New York gar 50 und 56 Kilometer. Der Berliner Friedrichstraße von 3 Kilometer, die uns durch ihre Länge imponiert, stehen in Chicago die Statesstreet und die Halstedstreet mit einer Länge von 28 und 38 Kilometern gegenüber. Die letztgenannte Straße zählt nicht weniger als 13 000 Hausnummern; ihre Länge entspricht etwa der Entfernung zwischen Leipzig und Halle oder zwischen Köln und Düsseldorf. Dazu kommt, daß in Amerika die Trennung zwischen City (Geschäftsstadt) und Wohnstadt viel strenger durchgeführt ist, so daß also die Eisenbahnen und Trams jeden Morgen einen ungeheuren Menschenstrom von den Vorstädten nach der City und abends wieder hinauszuführen haben. Dabei sind die Verkehrsverhältnisse der großen amerikanischen Städte bereits außerordentlich hoch entwickelt. In Chicago vermitteln außer den Elektrischen fünf Hochbahnen den Verkehr der Vorstädte mit der Innenstadt. Um die Straßen zu entlasten, hat man bereits Tunnels für den Lastverkehr gebaut, und man beabsichtigt, diese so auszubauen, daß jedes große Geschäftshaus direkte unterirdische Verbindung mit dem Hafen und der Bahn erhält. New York besitzt außer seiner Hochbahn ein großes Netz von Untergrundbahnen. Außerdem vermitteln die Ferries, Riesenfähren, und die 1883 fertiggestellte Brooklynbrücke den Verkehr nach den jenseits des East-River und Hudson liegenden Vorstädten. Und alles das reicht noch nicht aus, um eine normale Bewältigung des Verkehrs zu erzielen.